

Last und Lust. Die Deutschen und ihr Verhältnis zur Vergangenheit“,

12.03.2018 von 15:10 bis 17:00 Uhr in der Wenzao University of Languages in Kaohsiung

1

Abbildung 1

Abstract: Unsere Zeit duldet keinen Schleier mehr über der diktatorischen Vergangenheit des 20. Jahrhunderts, und sie hat die Last der Erinnerung mehr und mehr in eine Lust der Erinnerung verwandelt. Anknüpfend an die laufende Diskussion um den Fortbestand von Straßennamen aus der NS-Zeit, geht der Vortrag von Martin Sabrow der Frage nach, wie sich der Umschlag von der Entlastung zur Aufarbeitung erklären lässt, der den heutigen Umgang mit den dunklen Seiten der deutschen Geschichte in der deutschen Gesellschaft bestimmt.

Inhalt

1. Das Ärgernis der ungebrochenen Vergangenheit.....	2
II. Die gewachsene Bedeutung der Vergangenheit in der Gegenwart	3
III. Von der Heroisierung zur Viktimisierung.....	6
IV. Die Aura des Authentischen	9
V. Last und Lust der Vergangenheit	14

1. Das Ärgernis der ungebrochenen Vergangenheit

Die Vergangenheit fügt sich der Gegenwart auf unterschiedliche Weise: in der Regel leicht in Biographien und schwerer in wissenschaftlichen Darstellungen und oft am schwersten in materiellen und symbolischen Hinterlassenschaften wie Bauten, Gewohnheiten, Bezeichnungen. Sie diskutieren Straßennamen im Scharnhäuser Park wie die Ernst Heinkel-Straße oder die Hindenburgstraße; anderswo geht es um Ehrenbürgerschaften und in Potsdam in diesen Wochen wieder sehr hitzig um die Garnisonkirche, die vielen Gegner als zu Recht ausgelöschter Hort der Reaktion gilt, als unrühmlicher Ort des Handschlags zwischen Hitler und Hindenburg.

In Niedersachsen stritten vor einigen Jahren Politiker und Historiker über den langjährigen Ministerpräsidenten und Mitbegründer der Bundesrepublik. Was war ihm vorzuwerfen? Der Sozialdemokrat Hinrich Kopf hatte in der NS-Zeit sein Amt als Landrat verloren. Er gründete daraufhin eine Firma für Vermögensverwaltung in Berlin, die an Arisierungen beteiligt war. Ab 1939 arbeitete er für die Verwaltung der Stadt Königshütte im besetzten Polen und erfasste dort Wohnraum, darunter auch Wohnungen vertriebener und später ermordeter Juden, an denen sich das Deutsche Reich bereicherte. Später wurde Kopf Angestellter der Haupttreuhandstelle Ost, die mit der Beschlagnahmung und Verwertung polnischen Eigentums die ökonomische Germanisierung im besetzten Polenvorantrieb. Aus ungeklärten Gründen zog er sich Ende 1942 auf ein ostpreußisches Gut zurück. Dort hat er dann noch jüdische Grabsteine verkauft. Das ist ein Lebenslauf mit ziemlich dunklen Schatten, und man kann sagen: Kopf hat versagt: „Niemand hat Kopf gezwungen, sich an Arisierungen zu beteiligen.“ (Spiegel)

Überall in Deutschland werden Straßen und Plätze umbenannt und Personen aus dem öffentlichen Gedächtnis getilgt. Die Auseinandersetzung mit historischen Lasten zu einer entscheidenden Identitätsressource geworden ist, die auch die Richtlinien der Politik bestimmt- Ministerien und Bundesbehörden werden im Rahmen der sogenannten „Behördenaufarbeitung“ daraufhin untersucht, wie sie nach 1945 mit der NS-Vergangenheit umgegangen sind. Hinter dieser Diskussion über das Erhalten oder Reinigen aber steht ein viel tiefer greifender Befund: Bis in die Alltagskultur hinein hat in unserem Leben die Vergangenheit den Platz erobert, den früher die Zukunft einnahm, und dies bezieht sich nicht allein auf die schöne Vergangenheit, besser gesagt: Es bezieht sich längst nicht so sehr auf die schöne, nostalgisch zu genießende Vergangenheit, sondern auf die hässliche, die schmerzende. Wenn ein deutscher Bundespräsident heute beim Kinobesuch gezeigt wird, dann nicht, um zu zeigen, wie er sich amüsiert oder die kulturelle Blüte der heutigen Bundesrepublik bewundert, sondern wenn er mit Schülern den erschütternden Film zum Leben und Sterben des verhinderten Hitler-Attentäters Georg Elser anschaut.

II. Die gewachsene Bedeutung der Vergangenheit in der Gegenwart

Dahinter steht ein tiefgreifender Wandel der deutschen Geschichtskultur. Welches Wort kommt uns zuerst in den Sinn, wenn das Datum 8. Mai 1945 genannt wird? Frühere Generationen besonders in Westdeutschland hätten vermutlich „Kapitulation“ und „Kriegsende“ gesagt, Befragte in Ostdeutschland wohl zuerst „Befreiung“. Und wir? Wir assoziieren zuerst „Erinnerung“, und diese Konnotation hat vor über

30 Jahren Bundespräsident Richard von Weizsäcker zu einer ehernen Formel gemacht: „Der 8. Mai ist für uns vor allem ein Tag der Erinnerung an das, was Menschen erleiden mußten.“ Schauen wir weiter zurück, sehen wir, wie lang es gedauert hat, bis Weizsäckers Satz erst möglich und dann selbstverständlich wurde. Als der Parlamentarische Rat das Grundgesetz noch 23.55 am 8. Mai 1949 beschlossen wissen wollte, tat er das nicht, um an den 8. Mai 1945, sondern um ihn zu überformen, um das Böse durch das Gute auszulöschen. „Es ist wohl in Wahrheit“, beendete Adenauer die Sitzung nach der turbulenten Abstimmung „(...) für uns Deutsche der erste frohe Tag seit dem Jahre 1933. Wir wollen von da an rechnen und nicht erst von dem Zusammenbruch an, so schwer die Jahre des Zusammenbruchs auch waren. Auch zwanzig Jahre später betrachtete Bundeskanzler Ludwig Erhard den 8. Mai in einer Gedenkansprache zum 20. Jahrestag des Kriegsendes 1965 lediglich als einen Tag, „so grau und trostlos wie so viele vor oder auch nach ihm“ ; und nicht anders setzte Willy Brandt den zu selben Zeit den in der DDR inszenierten Befreiungsfeiern ein entschiedenes Verzichtbekenntnis auf die Jubiläen des Negativgedächtnisses entgegen: „Zwanzig Jahre sind genug – genug der Spaltung, genug der Resignation und genug des bloßen Zurückschauens.“

Der Blick nach vorn hatten vor 50 Jahren noch keinen Platz für die Erinnerung, in der Geschichtspolitik so wenig wie in der Geschichtskultur. Geschichtsunterricht und Geschichtswissenschaft durchlitten in der Zeit des Wirtschaftswunders eine förmliche Sinnkrise. 1959 beklagte Alfred Heuss den „Verlust der Geschichte“, die es nur noch als Fachwissenschaft gebe, nicht aber mehr als lebendige Erinnerung , und 1972 begründeten die Hessischen Rahmenrichtlinien „das Bemühen um ein neues Selbstverständnis der Geschichtswissenschaft“ allein mit der aktualisierenden Überzeugung,

dass „die Beschäftigung mit Geschichte sich durch einen Nachweis ihrer Beziehung zu den jeweils relevanten politisch-gesellschaftlichen Problemen“ legitimieren müsse.

Das hat sich gründlich geändert. Die aus der Wiederaufbaumentalität entsprungene Vorstellung, dass man mit dem Schrecken des „Dritten Reiches“ auf dem Wege der juristischen, politischen und mentalen Bewältigung abschließend fertig werden könne, kommt uns heute unangemessen und nachgerade anstößig vor. Mit dem deutschen TV-Erfolg der amerikanischen Holocaust-Serie 1979 und mit der Rede Bundespräsident von Weizsäckers zum vierzigsten Jahrestag des 8. Mai 1945 als Jahrestag von Kapitulation und Befreiung zugleich verlor eine Sicht auf das „Dritte Reich“ an Plausibilität, die zwar seit dem Ende der fünfziger Jahre und den NS-Prozessen von Ulm, Jerusalem und Frankfurt am Main die Dimension des Genozids zu fassen gelernt hatte, aber über den strukturgeschichtlichen Erklärungsansätzen das Empfinden für die Schicksale der Opfer verloren hatte – oder besser: ihr keinen wissenschaftlichen Erklärungsnutzen beimaß: „Bitterkeit und Sarkasmus, zum Prinzip erhoben, [können] keine Helfer sein, um das Phänomen des Nationalsozialismus historisch zu entschlüsseln“, hielt Martin Broszat 1957 der Dokumentensammlung von Léon Poliakov und Joseph Wulf über „Das Dritte Reich und die Juden“ entgegen und verteidigte die Entgegensetzung von Objektivität und Emotionalität noch drei Jahrzehnte später in in einem berühmt gewordenen Briefwechsel mit Saul Friedländer, der seine dem Aufarbeitungsparadigma verpflichtete Gegenposition im Rückblick so beschrieb: „Wie oft habe ich später gehört, Juden könnten als Opfer keine objektive Geschichte des Holocaust schreiben! Das hat in der Tat meinen Ehrgeiz geweckt. Ich habe versucht, das Gegenteil zu beweisen.“ Wenn es einen Moment gibt, an dem das Credo der Bewältigung in aller Öffentlichkeit vom

Glauben an die Aufarbeitung abgelöst wurde, war es vielleicht der gespenstische Vorgang im Deutschen Bundestag am 9. November 1988, als Bundestagspräsidenten Philipp Jenninger sich in seiner Ansprache zum 50. Jahrestag des Judenpogroms von 1938 noch die empfundene Normalität des Nationalsozialismus zu ergründen suchte, während neben ihm die als Jüdin verfolgte Schauspielerin Ida Ehre, die eben noch ergreifend Paul Celans Todesfuge vorgetragen hatte, in plötzlicher Bewegung die Hände vor den Kopf schlug. Spätestens von diesem Moment an war die Empathie der Erinnerung in das Geschichtsbewusstsein erst der westdeutschen und dann der vereinigten Bundesrepublik zurückgekehrt, die den wichtigsten Unterschied zwischen der Bewältigungs- und der Aufarbeitungsepoche markiert und bis heute für eine innerfachliche Polarisierung in der Zeitgeschichte sorgt.

III. Von der Heroisierung zur Viktimisierung

Mit der Rückwendung zur Vergangenheit auf dem Weg der Erinnerung verbindet sich ein tiefgreifender mentaler Wandel, der sich schlagwortartig als Übergang von der Heroisierung zur Viktimisierung bezeichnen lässt. Unsere historischen Meistererzählungen, die die Nation als Held darstellen, ihren Aufstieg feiern und ihren Abstieg beklagen; sie sind außer Gebrauch gekommen. Nicht der Held steht mehr im Mittelpunkt unserer heutigen Geschichtskultur im Zeitalter der Aufarbeitung, sondern das Opfer; nicht die Heldentaten von Arminius im Teutoburger Wald über Luther in Worms zu Bismarck in Versailles bewegen uns, sondern die historischen Verletzungen, die Menschen erlitten und die Menschen verursacht haben. Unsere Gedenkstätten sind nicht mehr der Kyffhäuser, das Deutsche Eck oder das Denkmal von

Tannenberg, sondern Buchenwald und Dachau, die innerdeutschen Grenzanlagen und die Neue Wache in Berlin.

Der Wandel von der Heroisierung zur Viktimisierung ist ein säkularer Prozess, der sich in Deutschland in vielen Etappen vollzog: Im Geschichtsbewusstsein der letzten 150 Jahre gab es den erlösenden Helden, wie ihn Bismarck oder Hindenburg verkörperten und später die schließlich auf Hitler konzentrierte, messianische Führersehnsucht der zwanziger und dreißiger Jahre. Neben dem erlösenden Held stand der verratene Held, der in der Dolchstoßlegende nach 1918 seinen beredtesten Ausdruck fand. Den Übergang von der Heroisierung zur Viktimisierung bereitete vielleicht schon der Typus des tragischen Opfer-Helden, der sich etwa mit dem Langemarck-Mythos von 1914, aber auch mit der propagandistischen Inszenierung des Endes der 6. Armee vor Stalingrad 1943 verbindet. Den Durchbruch der Opferperspektive brachte in Deutschland 1945 die "Stunde Null" mit der oft als Selbstviktimisierung beschriebenen Haltung der Nachkriegsdeutschen, die sich selbst als Opfer inszenierten und die eigene Verstrickung hinter der Selbstwahrnehmung als Opfer brauner Verführung, angloamerikanischer Bombardierung und sowjetischer Siegerwillkür verschwinden ließen.

Doch diese Opfersensibilität vollzog in den siebziger und achtziger Jahren einen einschneidenden Richtungswechsel, der in der Fachwissenschaft und ihren öffentlich ausgetragenen Konflikten die Suche nach der Erklärung für die Machtergreifung 1933 (als Millionen Deutsche zu Opfer Hitlers wurden) ablöste durch die Suche nach der Erklärung für die NS-Vernichtungspolitik von 1938 bis 1945 (als Millionen zu Opfern der Deutschen wurden). Die Opferperspektive schafft neue Zuordnungen. Sie ersetzt in gewisser Weise Staat und Regimenähe durch Tat und Täterschaft als Blickpunkt, und sie organisiert ihr Narrativ

in den Kategorien von Tätern und Opfern statt in den Spruchkammerkategorien von Belasteten, Mitläufern und Entlasteten. Welche dramatischen Verschiebungen mit diesem Perspektivenwechsel verbunden sind, erhellt etwa der Fall Albert Speer, mit dem sich früher insbesondere der Widerstand gegen Hitlers Nero-Befehl verband und heute seine Beteiligung an der Massenvernichtung durch Zwangsarbeit. Ähnliches lässt sich für den Konturenwandel sagen, den das Bild des Raketenspezialisten Wernher von Braun in den letzten vierzig Jahren erfahren hat. Auch die Ende der neunziger Jahre entbrannte Debatte über die NS-Verstrickung der deutschen Historikerschaft ist ohne diesen Perspektivenwechsel nicht zu verstehen, und wie sehr sich der Widerstreit von Heroisierung und Viktimisierung in einzelnen Personen spiegeln kann, lehrt die Umwertung des Bildes vom militärischen Widerstand gegen Hitler, das seinen einstigen Monstranzcharakter mittlerweile weitgehend gegen die abwägende Auseinandersetzung mit der oft nicht auflösbaren Verflochtenheit von Widerständigkeit und Verstrickung eingetauscht hat.

Nur angedeutet sei, dass der Siegeszug der Opferperspektive in den letzten Jahren auch die Täterwelt erfasst, hat. Hierfür spricht die mit viel Resonanz aufgenommene Beschreibung des Untergangs der Wilhelm Gustloff durch Günter Grass ebenso wie Jörg Friedrichs überraschend erfolgreiches Buch „Der Brand“, welches das Schicksal des deutschen Tätervolks als Opfer im Bombenkrieg vor Augen führte. In dieselbe Richtung wies die erfolgreiche Neuverlegung des Anonymia-Buches, das die Leiden der besiegten Deutschen unter ihren Siegern plastisch macht. Und dass die Viktimisierung mittlerweile sogar das Zentrum des nationalsozialistischen Verbrechens erreicht hat, machte Bern Eichingers Film „Der Untergang“ deutlich, der Hitler selbst als Opfer darstellt: als

Opfer seiner Illusionen, seines Wahns, aber auch des gewandelten Kriegsglücks und des politischen Verrats.

IV. Die Aura des Authentischen

Gerade Bernd Eichingers Untergangsfilm machte allerdings noch etwas anderes deutlich: Unsere Erinnerungskultur bedient heute eine vielfach fast geschichtsreligiös zu nennende Suche nach dem authentischen Vergangenheitszeugnis, in dem das Relikt sich kaum noch von der Reliquie unterscheidet und etwa die Legitimation für die architektonische Neuschöpfung des Verlorenen aus der Einbeziehung originaler Fragmente wächst – im Fall der Dresdner Frauenkirche nicht anders als in dem des Berliner Schlosses oder der Potsdamer Garnisonkirche.

Abbildung 8

Ganz anders als etwa die DDR, für die Rekonstruktion durchaus auch Abriss und Neubau bedeuten konnte, definieren wir heute eine denkmalgerechte Restaurierung als Auftrag zur Dokumentation historischer Gewordenheit. Der Anspruch auf Authentizität rangiert höher als die Forderung von Funktionalität oder ästhetischer Gefälligkeit, wenn bei der Neuverputzung von Altbauten die Spuren des Kampfes um Berlin Am Ende des Zweiten Weltkriegs oder im Berliner Reichstag die kyrillischen Graffiti eingedrungener Soldaten bewahrt werden – wie auch in der Gedenkstätte Deutsche Teilung Marienborn der partielle Austausch von Bodenlinoleum und originalen Wandtapeten mit Farbkontrasten akribisch sichtbar gemacht wurde, um die DDR-Vergangenheit möglichst originalnah erlebbar zu machen.

Zwischen Überwindungswillen und Erhaltungsstreben klafft eine nicht zu schließende Lücke, die unsere Unsicherheit im Umgang mit DDR-

Alltagsmuseen und mit dem Abriss des „Palastes der Republik“ im Herzen Berlins ebenso erklärt wie den raschen Haltungswechsel in Bezug auf die DDR-Grenzanlagen und insbesondere die Berliner Mauer, deren Reste zunächst nicht rasch genug beseitigt und heute nicht akribisch genug bewahrt werden können.

Die Aura des Authentischen stellt einen Mythos der Moderne dar, in dem die von Reinhart Koselleck formulierte Differenz von Erfahrung und Erwartung zur Deckung gebracht und die Vergänglichkeit der Zeit aufgehoben wird. Ihm beugen sich die großen zeitgeschichtlichen Museen in Deutschland, die in ihrer Sammlungspolitik nach dem „Fluidum des Singulären“ und dem „Unikat mit eigener Ausstrahlung“ Ausschau halten. Wie unwiderstehlich und selbstverständlich in unserer Gegenwart historische Ausstellungen von ihren auratischen Objekten her gelesen werden, veranschaulichte 2013 die Pressereaktion auf die neueröffnete Ausstellung zur Geschichte der RAF in Stuttgart, die vollkommen selbstverständlich die Authentizität des gezeigten Mördermotorrads ins Zentrum der Betrachtung stellte, ohne die Frage nach den ethischen Grenzen der Originalitätssehnsucht überhaupt zu berühren.

Die Authentizitätssehnsucht unserer Zeit ist nicht nur stark genug, um das Relikt in eine Reliquie zu verwandeln, sondern auch stark genug, alle Vorbehalte gegen Georg Dehios konservatorischen Leitsatz „Konservieren, nicht rekonstruieren“ so weit auszuhebeln, dass das Imitat sich dem Original anverwandelt. Die Grenzen dieses kulturellen Diskurses sind Gegenstand der Selbstverständigung der Denkmalpflege und Städteplanung in unserer Zeit, und die Grenzziehungskonflikte spielen sich vor unseren Augen ab, die wir staunend erleben müssen, wie alte Gewissheiten über die Unwiederbringlichkeit des Verlorenen über den Haufen geworfen werden. Wenn in Deutschland im Krieg oder

in der Nachkriegszeit zerstörte Schlösser und Kirchen oder ein ganzes Altstadtviertel in historischer Originaltreue wieder aufgebaut werden, steckt darin die Überzeugung einer gewahrten Authentizität, die die „authentische“ Rekonstruktion vom „kitschigen“ Nachbau im Stile von Disneyland unterscheidet. Die Schaffung und Bewahrung „authentischer Orte“ stellen auch in der Gedenkstättenpraxis die entscheidende Richtschnur des geschichtspolitischen Handelns dar. „Authentische Erinnerungsorte“ antworten auf die „Sehnsucht nach Echtheit und Erlebnis“, und sie bedienen ein weit über die Geschichtskultur hinausweisendes Bedürfnis, die dem Originalen eine besondere Aura, eine besondere Strahlkraft, ein besonderes Fluidum beilegt, wie sie am stärksten die Figur des Zeitzeugen verkörpert.

Im Zeitzeugen wie im Erinnerungsort begegnen sich die gegenläufigen Bewegungen unserer Zeit, die auf erinnerndes Festhalten wie auf befreiende Aufarbeitung zielen, und zusammen erzeugen sie früher unbekannte Phänomene einer historischen Lust auf die historische Last, wie sie sich an der wachsenden geschichtstouristischen Erschließung von Orten mit Vergangenheitsbürden abzeichnet. Nürnberg, die Stadt der nationalsozialistischen Reichsparteitage mit ihren verrottenden Prunkbauten stellt einen solchen Schattenort dar, der seine einstige nationalsozialistische Indienstnahme früher gerne so schamhaft versteckte wie die ehemalige „Hauptstadt der Bewegung“ München, die sich als Stadt der „heiteren Spiele“ von 1972 zu inszenieren versuchte, oder ein Ort der NS-Verfolgung, der arglos mit dem Postkartenmotto „Gruß aus Flossenbürg“ für sich warb.

Heute geht die Stadt Wolfsburg so freimütig mit ihren braunen Wurzeln als Stadt des KDF-Wagens wie der Berliner Kurfürstendamm mit seiner Pogromvergangenheit um

und haben die einstige lokalpolitische Frontstellung zwischen Angreifern und Verteidigern der vermeintlichen Nestbeschmutzung, wie sie etwa in Passau noch in den achtziger Jahren stark war, längst hinter sich gelassen.

Nicht organisiertes Vergessen, sondern gezieltes Erinnern leitet uns, wenn im vergangenen Jahr das Dortmunder Polizeigefängnis Steinwache zur Förderung durch Bundesmitteln eingereicht wurde, „um einen in der deutschen Gedenkstättenlandschaft einzigartigen Erinnerungsort zu schaffen“, der „den Zusammenhang zwischen NS-Terrorterrorsystem und Stadtraum vor Ort vermittelt“. Nicht mehr verstocktes Schweigen, sondern prononciertes Bekenntnis der lokalen Last leitete auch die Stadtväter, die dem Vorhaben in einer Dringlichkeitsentscheidung zustimmten, weil „ein genauer Blick auf die Geschichte der Steinwache die Schnittstelle zwischen dem reichsweiten Terrorterrorsystem und der Stadtgesellschaft Dortmunds“ erkennbar macht. Schattenorte stoßen zugleich ab und ziehen an. Sie unterscheiden sich darin von schlichter Nostalgie, dass sie eben nicht eine „gute alte Zeit“ herbeisehnen, sondern deren gebrochene Vergangenheit sichtbar machen. Entsprechend kennt zumindest die deutsche Geschichtskultur zwar Schattenorte, aber sie kennt keine Heldenstädte – selbst Leipzig als eigentlichem Ort der friedlichen Revolution von 1989 kommt dieser aus der SU entlehnten Ehrentitel nur in ironischer Zitierung zu.

Ebenso wie der Holocaust in den letzten dreißig Jahren zum negativen Gründungskonsens der Bundesrepublik aufgestiegen ist, so ist der Schattenort zu einer heimlichen Leitkategorie unserer Erinnerungskultur geworden. Schattenorte spiegeln zum einen den Willen zur Vergangenheitsüberwindung durch politische Distanzierung, wissenschaftliche Erhellung und erinnerungskulturelle Aufbereitung, und sie nähren zum anderen die Sehnsucht nach einer

Vergangenheitsvergewisserung, die aus der Nähe zum Gestern identitätsstiftende Geborgenheit bezieht. In einer Zeit, die Zukunft nicht mehr als Versprechen des Besseren versteht, sondern als Fortsetzung der Gegenwart, verschiebt diese Doppelbewegung von Attraktion und Abscheu den Charakter des geschichtlichen Schattens. Er kann vom Odium zum Asset werden, vom Schandmal zum Alleinstellungsmerkmal, „vom Stigma zum Standortfaktor“ , und auf diese Weise gerät das Grauen zur „touristischen Unterrichtungstafel“, wie der offizielle Name der braunen Lockschilder für Autofahrer lautet.

Der sogenannte Dark Tourism tritt auf der „Berliner Geschichtsmeile“ so anziehungsmächtig in Erscheinung wie in der historischen Pilgerfahrt auf den Obersalzberg, an die innerdeutsche Grenze und nach Peenemünde im Norden, und er sichert den Schlachtfeldern des Ersten Weltkriegs zum 100. Jahrestag des Kriegsausbruch ein ebenso anhaltendes Besucherinteresse wie dem sogenannten KZ-Tourismus, der neue Phänomene wie das „Auschwitz-Selfie“ hervorgebracht hat und das „KZ-Souvenir“.

Reisen zu den Stätten des Grauens von Auschwitz-Birkenau bis zu den Killing Fields von Kambodscha bot eine Reisebeilage, die der Zürcher Tages-Anzeiger 2003 vertrieb und um eine Reisezielauswahl ergänzte, die von Pompeji über die Wolfsschanze bis zum Ground Zero reichte. „Ob anglo-amerikanische Reiseanbieter, Wirte koscherer Lokale in Prag, Besitzer von Verkaufsständen mit holzgeschnitzten Shtetlmusikanten in den Krakauer Tuchhallen oder Anbieter von KZ-Memorabilia in Auschwitz, Theresienstadt und demnächst auch in Buchenwald, inzwischen leben ganze Fremdenverkehrszweige vom medial inszenierten geschichtlichen Interesse“, bilanzierte vor einigen Jahren eine Studie, die herausarbeitete, dass sich das Besucherverhalten in Museum und KZ-Gedenkstätten verblüffend stark ähnele.

Diese paradoxe Verschränkung von Helligkeit und Dunkelheit kommt im Siegeszug des Projekts Stolpersteine zum Ausdruck: Es hat die historische Last von einer Stigmatisierung der einzelnen Stadt zu einem gesamtdeutschen Definitionsmerkmal der zeitgenössischen Stadt gemacht, dem zu Gedenktagen auch die deutsche Fernsehprominenz Tribut zollt.

„Harold war in Auschwitz“, hieß es kürzlich in einer Reportage des Berliner Tagesspiegels über die Münchner Auseinandersetzung über die Stolpersteine in München, „und kann nicht glauben, dass sich die Deutschen jeden Tag freiwillig mit der Shoah konfrontieren.“ Aber handelt es sich überhaupt noch um Konfrontation - oder nicht längst um bequeme Identifikation mit der Schuldüberwindung? Und können wir unter diesen Umständen noch von Schattenorten im eigentlichen Sinne sprechen, wenn der oben zitierte OB von Dachau sich darum sorgt, das bisher leider vor allem München vom Greuel tourismus profitiere und für seinen Standpunkt mit dem Ausspruch wirbt: „Nach dem KZ rennen die Leute ins Hofbräuhaus“? Oder deutet die bereitwillige Annahme und Kommerzialisierung historischer Bürden zumindest für die deutsche Geschichtskultur an, dass wir von der einstigen Stolz- und späteren Schamkultur in eine neue Phase der historischen Akzeptanzkultur eingetreten sind, in der sich positives und negatives Gedächtnis so zusammenfinden wie im Kopf der Touristinnen, die auf den Stelen der Topographie des Terrors ein Sonnenbad nehmen?

V. Last und Lust der Vergangenheit

Annäherndes Erinnern und distanzierendes Lernen markieren die beiden großen Zugkräfte unseres heutigen Umgangs mit der Vergangenheit. Sie verbinden den Wunsch nach Vergangenheitsüberwindung durch

moralische, wissenschaftliche und politische Befreiung mit der Sehnsucht nach einer Vergangenheitsvergewisserung, die in der erfahrenen Nähe zum Gestern einen wesentlichen Teil der identitätsstiftenden Geborgenheit erlebt. Deswegen trifft unsere Erinnerungskultur der Vorwurf der bloßen Nostalgie nicht; wir wollen die Vergangenheit mit einem Wort von Nietzsche „richtig lesen“, aber wir wollen sie nicht leben. Es ist gerade die Versöhnung von kritischer Aufarbeitung und authentischer Erinnerung, die den Geschichtsboom unserer Zeit erklärt und ihm seine fast religiöse Kraft verleiht: In der möglichst unmittelbaren Begegnung mit einer Vergangenheit, die wir weder zurückwünschen noch vergessen wollen, versichern wir uns im Tiefsten der eigenen Unvergänglichkeit, und in dieser Sicht stellen Aufarbeitung und Erinnerung eine säkulare Erlösungsformel unserer Zeit dar.

Zusammengefasst: Im Paradigma der Aufarbeitung kommen beide großen Zugkräfte unseres heutigen Umgangs mit der Vergangenheit zur Deckung: Zum einen der Wunsch nach Vergangenheitsüberwindung durch moralische, wissenschaftliche und politische Befreiung, und zum anderen die Sehnsucht nach einer Vergangenheitsvergewisserung, die in der erfahrenen Nähe zum Gestern einen wesentlichen Teil der identitätsstiftenden Geborgenheit erlebt. Eben dies macht das Paradigma der Aufarbeitung zu einem epochalen Zug unserer Zeit und das Wort „Aufarbeitung“ zum Epochenbegriff für unsere Gegenwartsbeziehung zur Katastrophengeschichte des 20. Jahrhunderts.

Und hieraus erklärt sich die Verbissenheit des Kampfes um Straßennamen, Ehrenbürgerschaften und Bauwerke unserer belasteten Vergangenheit. Sie transportieren zugleich Lust und Last der Vergangenheit – der Erhalt der Zeugnisse einer dunklen Geschichte

mobilisiert genauso viele Emotionen und Energien wie der Einsatz für ihre Entsorgung.